

Anklänge an zeitgenössische Literatur in den Werken Schillers und Goethes.

Vom Direktor.

Den Darlegungen Kösters im „Anzeiger für Deutsches Altertum“ XXIII, 299, zufolge soll Schiller durch Christiane Benedicte Nauberts¹ Roman „Elisabeth, Erbin von Toggenburg etc.“ zu der Romanze „Ritter Toggenburg“ angeregt worden sein.² Nach H. Düntzers Erläuterungen zum „Wallenstein“, S. 12, hat er auch deren Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn oder Szenen aus dem dreißigjährigen Kriege gekannt, den Namen Thekla auf Wallensteins Tochter übertragen und vielleicht in Theklas Liebe zu Max Piccolomini mit überlegener Kunst ein Gegenstück zu dem Verhältnisse Thekla-Graf Eggenburg geschaffen. Es läßt sich annehmen, daß ihm noch andere Werke der phantasiereichen, fleißigen, auf ausgedehntem, guten Quellenmaterial fußenden Schriftstellerin und Professorentochter bekannt gewesen sind und daß sich hie und da Spuren seines Zusammenhangs mit zeitgenössischer Literatur in seinen Werken finden. Einige diese Vermutung bestätigenden Lesefrüchte nebst anderen sich auf Goethe beziehenden seien hier kurz zusammengestellt. Sie stammen in der Hauptsache aus den vier Werken Benedicte Nauberts: Geschichte Emmas und Eginhards; Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn; Elisabeth, Gräfin von Toggenburg; Neue Volksmärchen der Deutschen und aus Veit Webers Erzählung Die Brüder des Bundes für Freiheit und Recht in Bd. 4 und 5 der Sagen der Vorzeit.

Auf die

Geschichte Emmas und Eginhards

kann Schiller durch seine Gemahlin aufmerksam gemacht worden sein. Der Roman befindet sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Der Inhalt ist kurz folgender: Emma, die vierte Tochter Karls des Großen und Zwillingschwester seines ersten Sohnes Karl, wird gleich nach ihrer Geburt von der Kaiserin Hildegard der Hofdame Kunigunde von Wartburg übergeben und von letzterer gemeinsam mit deren gleichalteriger Tochter Adelheid in der Einsamkeit des Schlosses Falkenstein unweit Aachens erzogen. Nach dem frühzeitig erfolgten Tode Hildegards hat Kunigunde aus falscher Mutterliebe die Namen der Kinder vertauscht, ohne daß der fortwährend auf Feldzügen befindliche Kaiser den Betrug merkt; doch hat die sterbende Kaiserin ihrer Tochter ein

¹ „Alle ihre bei Lebzeiten veröffentlichten (50) Romane erschienen ohne ihren Namen. Ihr Geheimnis wurde erst kurz vor ihrem Tode wider ihren Willen entdeckt.“ Goedeke, Grundriß V, 497.

² S. auch Euphorion VI, 145, und Leitzmann, Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen. S. 48. Die Frage nach der Quelle scheint jedoch noch nicht endgültig gelöst. Da wohl mit dem unvermählt gebliebenen Ritter Toggenburg sein Haus ausstirbt, so könnten noch Chr. Heinrich Spieß' historisches Schauspiel „Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg“ (Prag 1794) oder Fr. Sebastian Mayers Umarbeitung (Goedeke, Grundriß V, 507, 338) oder die Vorlage dieser Stücke in Betracht kommen. Beide Stücke sind mir bisher noch nicht erreichbar gewesen.

goldenes Kreuz mit ihrem (der Tochter) Bilde als Medaillon geschenkt und ihr aufgetragen, es wohl zu verwahren und das Medaillon einst ihrem Bräutigam zu geben; auch wacht ein greiser Eremit, der ehemalige Beichtvater Hildegards, über dem Schicksale der Prinzessin. Heranwachsend spiegelt diese mehr und mehr die Züge und das hoheitvolle, sinnigen Ernst mit männlichem Mute vereinende Wesen ihrer Eltern wider, das der zur Oberflächlichkeit neigenden Tochter Kunigunds abgeht. Achtzehnjährig, hat sie den ihr unbekanntem Sachsenherzog Wittekind von einem wütenden Hirsche befreit und Prinz Ludwigs heimlich angetraute Gemahlin Irmengard in Falkenstein untergebracht. Dort lernen sich Kunigunds Tochter und Eginhard kennen und lieben, doch schlägt Eginhards Werbung um sie, sowie diejenige Wittekinds um die Kaiserstochter infolge Personenverwechslung fehl. Wittekind erkennt nun in der sogenannten Adelheid seine Retterin und eigentlich begehrte Braut, wird aber, da sie sich seiner nicht für ebenbürtig hält, trotz ihrer Gegenliebe abgewiesen. Der Kaiser, der Ludwigs Verbindung mit der Tochter des rebellischen Andierherzogs mißbilligt, schickt Irmengard, sobald ihm ihr Zufluchtsort verraten ist, ins Kloster St. Emmeran, Adelheid ins Kloster Reichenau auf der kölnischen Heide. Dort trifft unter Adelheids Namen eine Freundin Claudia ein, die sich infolge bitterer Herzenerlebnisse nach dem Klosterfrieden sehnt. Sie läßt Adelheid unterwegs nach ihrem Schloß an der Lippe entführen und vermacht es ihr zum Eigentum. Adelheid, nicht minder edelmütig, rettet Irmengard vor der aufgedrungenen Annahme des Schleiers und tritt an ihrer Stelle in St. Emmeran ein, während Irmengard das Schloß an der Lippe bezieht. Die falsche Emma läßt der Kaiser nach Aachen kommen, um sie ins Hofleben einzuführen. Dort findet Eginhard sie zu seiner Verblüffung als Kaiserstochter wieder, unterdrückt geziemend seine Liebe und übernimmt auf Befehl seines nichtsahnenden Herrn ihre weitere geistige Ausbildung. Wittekind ist inzwischen mit den Prinzen Karl und Pipin gegen Tassilo zu Felde gezogen und hat ihn besiegt, aber Karl ist durch Pipins Tücke gefallen, mit ihm seine Braut Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Nikephorus. Der rauhe Gunderich, Hofmeister des Erschlagenen, klagt in seinem Bericht über die Vorgänge den Kaiser unnatürlicher Härte gegen seine Kinder an und bewirkt in der Tat eine Sinnesänderung desselben gegenüber Ludwig und Irmengard. Karl beschließt ihre öffentliche Vermählung und auch Wittekinds Hochzeit mit Emma. Jetzt verläßt Eginhard die Besonnenheit. Er wendet sich verzweifelt an Emma, und der Kaiser, welcher mit Wittekind eine Zusammenkunft der Liebenden belauscht, willigt nun auch in ihre Verlobung. Adelheid wird in Gnaden zurückberufen und reinigt sich von Kunigunds gegen sie ausgestreuten Verdächtigungen. Mit guter Hoffnung für ihr Schicksal ist der Eremit gestorben, nachdem er die ihm von Hildegard anvertrauten Dokumente dem edlen Albion mit dem Auftrage übergeben hat, sie dem Kaiser im geeigneten Augenblicke vorzulegen. Der Augenblick naht. Irmengard kommt mit der aus dem brennenden Kloster Reichenau geretteten Claudia am Hofe an. Wittekind wirbt erneut um Adelheid. Um ihm die Möglichkeit zu einer vermeintlichen Mißheirat zu nehmen, will sie der Welt entsagen und schenkt ihm scheidend ihr Medaillon. Bei der Loslösung desselben zerbricht das hohle goldene Kreuz, und es fällt ein Pergamentstreifen mit den Schriftzügen der Kaiserin Hildegard heraus, worin die rechtmäßige Besitzerin des ihr von der sterbenden Mutter geschenkten Bildes als die wirkliche Prinzessin Emma bezeichnet wird. Die von Albion herbeigeschafften Dokumente mit dem gleichen Bilde nebst Hildegards Erklärungen und die Gesichtszüge der Jungfrau bestätigen ihre wahre Abkunft. Gegen ihre Vereinigung mit Wittekind besteht nun kein Hindernis mehr. Kunigunde geht ins Kloster. Albion und Claudia werden ein Paar.

Pater Johann, der Einsiedler vom Falkensteiner Walde, ist mit der Sehergabe ausgestattet. Er rühmt sich ihrer nicht, verhehlt sie lieber, leugnet sie aber auch nicht. Er kann sie anderen mitteilen und wird zuweilen darum angegangen, tut es aber ungern, wengleich er sich einem

bestimmten, darauf gerichteten Willen nicht widersetzt.¹ Stets bereit zu beraten und zu leiten, steht er von Rat und Führung ab, wenn man sich nicht damit bescheidet, ihn für sich sehen zu lassen, sondern selbst „den Schleier der Zukunft von den Augen hinwegziehen“ will.² Claudia erklärt er: „Wer sich getraut, hinter den Vorhang der Zukunft zu blicken, der ist mehr als ein Mensch, oder dünkt sich mehr zu sein. Er muß sich vermöge der erhabeneren Stufe, die er einzunehmen sucht, auch selbst zu leiten wissen, und da er kein Kind mehr sein will, das an der Hand des Vaters ruhig fortgeht, so darf er auch keine Stütze, keinen Führer mehr suchen, sondern in dem Augenblicke, da er so handelt, alles nach seinem eigenen Rate unternehmen.“³ Doch unterläßt er nicht, von den Schrecken zu sprechen, die den Menschen bei dem, was sich ihm vorstelle, ergreifen und die ihm das Leben kosten können.⁴ Leutberga, Claudiens falsche Freundin, weiß, daß „manche ihren Vorwitz mit dem Verluste ihres gesunden Verstandes haben bezahlen müssen, oder daß die Gesichte, die sich ihnen gezeigt hatten, wenigstens einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht haben, daß alle ihre Munterkeit, alle Ruhe ihres Herzens verloren gegangen.“⁵ Leutberga rechnet sogar damit, daß der Freundin, der sie den Bräutigam abspenstig macht, solches widerfahren werde. Schuldlosigkeit ist jedenfalls bei dem Unterfangen Vorbedingung. „Wisse,“ lehrt der Einsiedler, „niemand darf mit den Kräften, die über uns sind, in eine genauere Verbindung treten, als anderen Sterblichen erlaubt ist, der nicht ein ganz reines Herz in seinem Busen trägt.“⁶ Die schuldlose Claudia, die „ihrem natürlichen Triebe zum Wissen“⁷ (in ihrer Herzensangelegenheit) gefolgt ist, wird von einer Menge dunkler, ihr erst im späteren Leben in ihrer vollen Bedeutung aufgehender Bilder umkreist. Vor einem fällt sie aus Schreck in Ohnmacht und wird vom Klausner am folgenden Morgen gefunden, aufgerichtet, erquickt und vor Dingen gewarnt, die dem Sterblichen zu furchtbar seien. Was sie gesehen, verrät sie, mit einer Ausnahme, nicht.

Alles das erinnert an Stellen in Schillers „Verschleiertem Bild von Sais“. Der Jüngling, „den des Wissens heißer Drang . . . trieb, der Priester geheime Weisheit zu erlernen“, wird am Morgen von den Priestern „besinnungslos und bleich am Fußgestell der Isis ausgestreckt“ gefunden. „Auf ewig war seines Lebens Heiterkeit dahin, ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe“. Er warnt: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!“ Die Frömmigkeit des Priesters (der Einsiedler verlangt bloß Herzensreinheit) besitzt der Jüngling nicht. Unbändiger Wissensdrang läßt ihn gegenüber einem diesen lahmlegenden Gebote schuldig werden.

Ein Seitenstück zu ihm, der „ja nach Wahrheit allein“ strebt, alles davon haben will und „schon manchen Grad mit schnellem Geist durchheilt“ hat, den die Forschbegierde immer weiter reißt, so daß kaum der Hierophant den ungeduldig Strebenden besänftigen kann, bietet nicht Claudia, sondern Athyrtis im 1. Bande von B. Nauberts „Alme oder ägyptische Märchen“. Athyrtis, die Geweihte der Götter, Tochter des Königs Sesorchis, wächst unter Leitung des Oberpriesters Tnephachtus im Isistempel zu einem Wunder von Weisheit und Tugend heran. Unschön, unvermählt, fast männlichen Wuchses und Mutes, von unersättlichem Wissensdrang beseelt, absolviert sie rasch alle gewöhnlichen Erkenntnisstufen und strebt ungestüm nach den übernatürlichen letzten Geheimnissen der Isis, die aber nur Männern und zwar nur denen zugänglich sind, die das Grab des großen Osymandias, eines Herrschers der Urzeit, gesehen haben. Das ist heiliger, selbst dem Könige verbotener Grund, aber mit allerlei Sophismen weiß sie den Vater zum gemeinsamen Besuche

¹ Geschichte Emmas etc. Bd. II, p. 99, 100. ² Ebda. I, 320; II, 101. ³ I, 321. ⁴ II, 100, 101. ⁵ II, 109.

⁶ II, 100. Vgl. hierzu die Worte des Astrologen Pater Marianus in „Gebhard, Truchseß von Waldburg“ I, 23: „Diese unsere unbekanntten Gefährten (die Geister) sind unsere Knechte, wenn wir sie zu binden wissen; aber sie gehorchen nur den Reinen, denn sie selbst sind rein und heilig; dem, den diese genauen Bemerkungen menschlicher Handlungen unsträflich finden, öffnen sie das Buch heimlicher Weisheit. Unsträflichkeit ist das einzige Band, das sie an uns fesselt.“

⁷ I, 322.

desselben zu bewegen. Zur Sühne erlegen die Priester Sesorchis vieljährige Eroberungszüge auf. Athyrtis geht, von Tnephachtus gewarnt und doch zugleich angestachelt, den Weg der Schrecken und unsagbarer Leiden durch die Abgründe der Unterwelt und des Chaos. Sie kehrt nicht als Irdische zurück. Vor dem thronlüsternen Tnephachtus rettet sie die siegreich heimkehrenden Eltern durch ein Wunder und erscheint ihnen auf Augenblicke an jedem Neumonde. Glücklicher ist sie durch ihr höheres Wissen und die errungene übermenschliche Existenz nicht geworden. Was sie erfahren, verschweigt sie. „Mein eigener Vorwitz war mein Fall. Stolz, Eitelkeit, Durst nach verbotenem Wissen und mancher daraus entspringende falsche Zug meines Charakters, konnte vielleicht nicht anders bestraft, nicht besser ausgetilgt werden als durch die Qualen, die ich litt.“¹ Dieses Selbstbekenntnis enthält auch die Grundzüge des Charakters des „wagenden“ Jünglings von Sais. Der Hierophant begehrt, gleich Tnephachtus, obgleich geweiht, die letzten Geheimnisse nicht. Seine Reden sind gleichermaßen geeignet zu warnen und anzuspornen. Er betont das bestehende Verbot, läßt aber den auf eigne Gefahr Zuwiderhandelnden gewähren. Der Jüngling beschreitet, wie Sesorchis und Athyrtis, den verbotenen Weg um Mitternacht, während der Mond am klaren Himmel steht,² und sein Gang durch die Rotonde erinnert etwas an den Gang jener durch den riesigen, düsteren Grabpalast des Osymandias.

„Athyrtis“ erschien 1793, „Das verschleierte Bild zu Sais“ im Herbst 1795. Wie wir sehen, hat Schiller noch von zwei Seiten außer der bisher bekannten Quelle — Br. Decius' Schrift über die ältesten hebräischen Mysterien — her Anregungen empfangen, doch hat er sie in durchaus selbständiger Weise benutzt und mit dem Stoffe der Hauptquelle zu einem künstlerisch abgerundeten Ganzen verbunden.

Andere Anklänge finden sich an die Braut von Messina. Wie die Kaiserin Hildegard, so verbirgt auch die Fürstin Isabella ihre Tochter und läßt sie in der Einsamkeit erziehen. Nur ein alter Diener, Diego, weiß um Beatrice und stattet der Mutter von Zeit zu Zeit über sie Bericht ab. Adelheid und Beatrice wachsen ohne Ahnung ihrer hohen Abkunft auf. Sie kennen ihre Mutter nicht, doch haben sie aus frühester Kindheit her eine dunkle Erinnerung an sie als eine gütige hoheitsvolle Dame, zu der sie sich innig hingezogen fühlten, bewahrt.³ Ludwig und Adelheid werden, wie Manuel und Beatrice, durch die Jagd zusammengeführt. Manuels Bericht darüber ist allerdings einer andern Quelle nachgebildet:

„Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geschah's,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindin
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das scheue Tier floh durch des Tales Krümmen,
Durch Busch und Kluft und bahnenlos Gestrüpp,
Auf Wurfes Weite sah ich's stets vor mir,
Doch konnt' ich's nicht erreichen, noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Ross herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend,
Da seh' ich wundernd das erschrockne Tier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.
Bewegungslos starr' ich das Wunder an . . .“ Br. v. M., Akt. VI, Sz. 7.

¹ Alme I, 167.

² Daß dies nicht Zufall sein soll, beweisen die Worte des Marianus in „Gebhard, Truchseß“ etc. I, 29: „Der Tempel der Theosophie ist die freie Natur. Unter dem offenen Auge des Himmels, freilich nicht bei Sonnenschein, dies verbietet die Natur der Sache, aber doch allemal unter der Beleuchtung himmlischer Körper, tritt der Astrolog auf, euch einen Blick in die heiligsten Geheimnisse tun zu lassen“.

³ Geschichte Emmas I, 159—165. Braut von Messina Akt III, Sz. 3, Akt IV, Sz. 3.

Ganz ähnlich gelangt Graf Otto von Oldenburg, aus Wittekind's Stamm, zu der Walkyrie des Osenbergs, die seinem Hause die Krone der skandinavischen Reiche prophezeit. Nachdem er nämlich den ganzen Tag über mit großem Erfolge der Wolfs- und Bärenjagd obgelegen hat, wird er gegen Abend von einem seltsamen Tiefsinn, einer unerklärlichen Schwermut befallen, gibt ermüdet das Waidwerk auf und wirft sich unter einen Baum. „In diesem Augenblicke brach ein junges, schneeweißes Reh aus dem Gebüsch und floh ganz nahe vor ihm über. Der Jäger fuhr auf und griff nach seinem Wurfpeil Das Geschlecht der weißen Rehe war auf Graf Ottos Burg längst ausgestorben Graf Otto glaubte es mit den Händen fassen zu können, so nahe war es ihm, aber schnell begann es wieder seinen Vogelflug und der Jäger schwang sich auf sein Roß, es zu ereilen. Das ruhelose Jagen dauerte bei einer Stunde. Das Wild, welches der Geschwindigkeit des Rosses spottete, hatte jetzt den Wald zurückgelegt und floh quer über die Ebene nach dem Osenberge zu, wohin nach einer angenommenen Regel, deren Grund niemand anzugeben wußte, in den damaligen Zeiten nie ein Waidmann die Verfolgung eines Wilds ausdehnte Das Roß keuchte, das Reh, vor wenig Minuten nahe genug, um von dem Pfeil erreicht zu werden, verschwand, und er sah sich mitten auf einem Hügel Er hielt sein Pferd an, er schaute rund umher er stieß in sein Horn, kein antwortender Schall aus dem Walde. Ach Gott, sagte er mit einem befremdenden innerlichen Schauer ach Gott, ich hier so einsam und so ganz verschmachtet! O, wer hier wenigstens einen kühlen Trunk hätte! Zwei Schritte von ihm öffnete sich der Boden, ein leichter, bläulicher Dunst wand sich heraus, er zerteilte sich, und eine holde Jungfrau stand dem staunenden Grafen gegenüber Nichts vermißte man an ihr, was zur vollkommenen Schönheit gehört, als das sanfte Rot, das sonst auf den Wangen der Jugend glüht Du dürstest, Otto? fragte sie, indem sie lächelnd ein goldenes Trinkhorn unter dem Schleier hervorschimmern ließ Nimm! Es ist der Trank der Könige! Und trinkst du ihn, so begrüße ich dich zuletzt als den Herrn der drei nordischen Kronen.“ („Das oldenburgische Horn“. Neue Volksmärchen der Deutschen, Bd. II, S. 228—235).

Ohne sich zu kennen, empfinden die Geschwister eine gewisse Zuneigung zu einander,¹ die in der Braut von Messina zur Liebe anwächst. Wie Prinz Karl seine Braut Irene bei dem gefürchteten heidnischen Heiligtum der Irmensul aufsucht, wohin sich die Späher ihm zu folgen scheuen,² so stiehlt sich Don Manuel allabendlich in den Garten des Klosters der heiligen Cäcilie.³ Wie Diego aus Kenntnis der Verhältnisse im Fürstenpalaste Beatrice auf eine Zeit vertröstet, die alles lösen werde, und schließlich den Tag genau angibt, an dem ihr Schicksal sich entscheiden werde,³ so hat Pater Johann dem Helden Albion prophezeit, daß der Augenblick nahe sei, wo die Dokumente in Adelheids Sache sprechen werden,³ ja hat schon für den Fall seines früher erfolgenden Todes Claudia in Adelheids Verhältnisse eingeweiht.³ Hiervon abgesehen, erinnert aber der die Schicksale des Kaiserhauses und speziell seiner Anbefohlenen mit prophetischem Geiste begleitende Pater an den Greis des Berges, der

„Einsiedelnd auf des Ätna Höhen haust,
Ein frommer Klausner, welcher näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menschen
Tiefwandelndes Geschlecht, den ird'schen Sinn
In reiner, leichter Ätherluft geläutert
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre

¹ Geschichte Emmas I, 169 etc. 171: „Sein Umgang und seine Gespräche machten mir soviel Vergnügen; es war mir so wohl in seiner Gesellschaft, daß ich zu diesen glücklichen Zeiten an nichts, das außer uns und unseren Jagdangelegenheiten war, denken konnte.“ (Adelheid über Ludwig.)

² Ebda II, 200—202. Braut von Messina, Akt I, Sz. 7; die Ausführungen lauten an beiden Stellen ganz ähnlich.

³ Braut von Messina I, 7; Geschichte Emmas II, 295; 264.

Hinabsieht in das aufgelöste Spiel
Des unverständlich krumm gewunden Lebens.
Nicht fremd ist ihm das Schicksal meines (Isabellas) Hauses.
Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweggebetet.¹

An ihn wendet sich Isabella um Auskunft über die geraubte Tochter und erhält sie als bald, zugleich aber das düstere Vorzeichen von des Fürstenhauses nahem Untergang.

Don Manuel hat Beatrice in der Nacht aus dem Kloster geraubt. Der Chor steht betroffen über die verwegene Tat, die des Himmels Rache herausfordert. Doch binden Beatrice noch keine Klostergelübde, sie soll vielmehr, erwachsen, in die Welt zurückkehren. Diego schildert die den Raub begünstigenden Umstände. Die Gartenmauer sei niedrig und mit der Leiter leicht übersteigbar. In das Gebäude habe man nicht notwendigerweise einzubrechen brauchen, da die Jungfrau sich zwanglos im Garten ergehen durfte und das auch öfter getan habe. Der Mutterstolz bäumt sich gegen den Verdacht auf, daß sie sich etwa freiwillig habe entführen lassen. Diese Momente bilden den Inhalt breit ausgeführter Darstellungen des Klosterraubanschlags in Kap. 26, 28 und 33 des B. Naubertschen Romans Hermann von Unna. Der Prinzessin Ida von Württemberg ist es, wie dort erzählt wird, gelungen, die unglückliche Königin Maria von Ungarn, des späteren Kaisers Sigmund totgesagte Gemahlin, in dem ungarischen Kloster von Sankt Annen wiederzufinden, aber über dem Bestreben, Maria zu retten, gerät sie selbst in Gefahr, den Schleier nehmen zu müssen. Verzweifelt sucht sie ihr Bräutigam, Graf Hermann. Sein Freund Konrad von Langen kundschaftet sie aus und unternimmt ihre Rettung. Ein alter Baum an der Klostermauer verdeckt einige Lücken, durch die man einsteigen kann. Die Mauer ist nicht hoch und umschließt den Friedhof, welchen Ida nächtlicherweile gern in frommem Sinnen besucht. Sie bemerkt dort die Einsteigenden, hält sie für Feinde und entflieht ihnen. Die hartnäckig wiederholten Entführungsversuche schlagen fehl, auch ein Klosterbrand führt zu nichts als verstärkten Vorsichtsmaßregeln auf der andern Seite. Im letzten Augenblicke kommt die Hilfe von mächtigerer Hand.

Vorahnungen spielen in B. Nauberts Romanen keine geringe Rolle. Der Anblick des weltabgelegenen Tales mit der epheuumsponnenen Ruine Falkenstein versetzt die Schriftstellerin in eine „sonderbare schauervolle“ nachdenkliche Stimmung. Von den eingesunkenen Grabsteinen her scheint eine längst vergessene Zeit mit ihr Zwiesprache zu halten und Wiederbelebung zu heischen.² Beim ersten Anblick des Klosters Reichenau überfällt Claudia eine düstere Ahnung bevorstehenden Unglücks. Die Angst steigert sich mit der Zeit immer mehr, bis der Klosterbrand ausbricht, bei welchem ihr Leben aufs äußerste gefährdet ist.³ Ganz ähnlich geht es auch Thekla beim Eintreffen in Wallensteins Lager in Pilsen:

„O meine ahnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt ist sie da, die kalte Schreckenshand,
Die in mein fröhlich Hoffen schauernd greift.
Ich wußt' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weissagte mir's das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglückssterne stünden.“⁴

¹ Braut von Messina IV, Sz. 1. ² Geschichte Emmas I, 7—9.

³ Ebda II, 262—263; 273; 276. „Nicht so bald hatte ich die Mauern des Klosters nur von weitem zu Gesicht bekommen, so überfiel mich eine Empfindung, für die du keinen Begriff hast, weil du nie etwas Aehnliches gefühlt haben kannst. Ich, die es weiß, was lebhaftere Ahnungen von der Zukunft sind, verstand sie vollkommen und wurde von einem Schauer befallen, der mich beinahe bewogen hätte, meine Begleiter zur Umkehr zu bereden oder aus dem Wagen zu springen“ . . . (S. 273). — „Mir steht ein Unglück bevor, in welchem ich wahrscheinlich mein Leben werde lassen müssen“ . . . (S. 262).

⁴ Wallensteins Tod, III. Akt, 2. Sz. S. auch Die Piccolomini III, 9: „Es geht ein finsterner Geist durch unser Haus, Und schleunig will das Schicksal mit uns enden“.

und der Gräfin Terzky beim Anblick der Zimmer Wallensteins in Eger:

„So nimm uns mit. O laß uns nicht zurück
In diesem Ort der traurigen Bedeutung;
Denn schwer ist mir das Herz in diesen Mauern,
Und wie ein Totenkeller haucht mich's an;
Ich kann nicht sagen, wie der Ort mir widert.“¹

Wahrträume, wie sie die Cräfin Terzky über Wallensteins Ende hat, begegnen auch in dem Romane Thekla von Thurn mit Bezug auf das Ende Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar.² — Sobald Thekla in Schillers Drama den Tod ihres Geliebten im Treffen bei Neustadt erfahren hat, beschließt sie zu seinem Grabe zu eilen; im elterlichen Hause duldet sie's nicht mehr:

„Nicht Ruhe find' ich, bis ich diesen Mauern
Entronnen bin — sie stürzen auf mich ein —
Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses
Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel
Aus diesen Wänden fort, die Lebende.“³

Man vergleiche hierzu die Wirkung, die Gunderichs Bericht über Prinz Karls und Ireas Heldentod in der Schlacht gegen Tassilo auf Karl den Großen macht:⁴ „Die Geschichte sagt, daß diese und folgende Tage der Fürst von Westfalen fast nicht vom Kaiser gekommen sei, daß er sogar in Karls Zimmer habe schlafen müssen. Das Gewissen des unglücklichen Vaters war durch seines Sohnes Tod und Gunderichs Bußpredigt dermaßen erregt worden, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte und, sobald er allein war, die Geister derer durch seine Schuld Umgekommenen vor sich zu sehen glaubte. Deren waren nun zwar schon ein solches Heer, das wohl imstande war, ihm einige Angst einzujagen.“⁵

Die nahende körperliche Auflösung Pater Johans und Reginalds ist mit teils natürlichen, teils eigenartigen Anzeichen verknüpft, die an die Sterbe-Szene im IV. Akt des „Wilhelm Tell“ erinnern. Als Claudia und ihre beiden Gefährtinnen um ihrer Zukunft willen den Greis besuchen, finden sie ihn in Erwartung ihrer am Morgen vor seiner Höhle auf einem Steine sitzend eingeschlafen. Er wacht durch ihr Flüstern auf, begrüßt sie und sinkt wieder in Schlummer. „Ihr hättet mich sollen schlafen lassen,“ spricht er, sich wieder ermunternd. „Ihr wecktet mich aus einem prophetischen Schlummer. Ich tat tiefere Blicke in die Zukunft als zuvor je Was sagte ich dir von der weissagenden Kraft unserer Seele? Jetzt am Grabe, da die Fesseln meines Körpers nun schon fast alle aufgelöst sind, jetzt fühle ich diesen Funken der Gottheit stärker als jemals in meinem Leben Wenn ich eine fast unüberwindliche Neigung zu einem Schläfe ausnehme, der dem Tode mehr als brüderlich verwandt ist, so fühle ich nicht die mindeste körperliche Beschwerde.“⁶ Von dem schwerverletzten Reginald heißt es: „Heute hat er fast gar keine Schmerzen mehr und ist so ruhig, daß er den ganzen Nachmittag geschlummert hat; ich freute mich darüber, aber die Ärzte sagen, diese seien die Zeichen seines nahen Todes.“⁷ Auch der sterbende Freiherr von Attinghausen weiß:

„Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch.
Das Leben ist, so wie die Hoffnung, aus.“

¹ Wallensteins Tod IV, 9. ² Thekla von Thurn II, 175—176. ³ Wallensteins Tod IV, 11.

⁴ Geschichte Emmas II, 210.

⁵ Die einen Richard III. in Shakespeares Drama, einen Sulla oder Karl IX. verfolgenden Erscheinungen können hier nicht als Gegenstück angezogen werden, da es sich hier nicht um wirklich vollbrachte oder anbefohlene Mordtaten handelt.

⁶ Geschichte Emmas I, 366; 368. ⁷ Ebda. II, 281.

Schlummer umfängt ihn vor den letzten Augenblicken. Er erwacht bei dem Gespräch der Umstehenden und erfährt von dem Bündnisse der drei Waldstätte zur Abschüttelung der Knechtschaft. Da wird er zum Seher, dem sich die herrlichen Taten der Zukunft seines Volkes entrollen und der noch im Verscheiden zur Einigkeit mahnt.

Auch in dem Bruchstück „Demetrius“ finden sich ein paar Anklänge. Die Art und Weise, wie der falsche Dmitri im Palaste des Woiwoden von Sendomir für den Sohn des Zaren Iwan Wasilowitsch erkannt wird, stimmt mit der Erkennung Adelheids als Tochter Karls des Großen überein. Im Angesicht des Todes ergreift der Jüngling ein seit seiner Taufe verborgen am Hals getragenes goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz, um es zu küssen. Das Kreuz erregt Aufmerksamkeit und wird von anwesenden Bojaren für dasjenige erklärt, welches der Knäs Mestislowsoy einst dem nachher angeblich im Klosterbrände umgekommenen Zarensohne bei der Taufe umgehängt hat. Alter und körperliche Eigentümlichkeiten weisen gleichermaßen auf den Zarensohn hin, von dem in Rußland das Gerücht geht, daß er noch lebe. Das beweiskräftigste Dokument ist aber ein bei dem jungen Russen gefundener Psalter mit der griechischen Eintragung des Abtes des Klosters Tschudow, daß der Besitzer dieses Buches Prinz Dmitri sei. — Wie die einstige Ungarnkönigin Maria in „Hermann von Unna“ im Kloster von St. Annen um die totgeglaubte Tochter, so trauert die Zarenwitwe Marfa sechzehn Jahre lang um den Sohn im weltabgeschiedenen Kloster am See Bjelosero. Beide Frauen werden durch die frohe Kunde vom Leben des lieben Kindes selber dem Leben wiedergeschenkt.

Düntzer behauptet mit Recht, daß der Einfluß, den Schiller zum Wallenstein von dem ihm wohlbekannten Romane

„Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn“

her empfangen habe, äußerst gering sei. Zu seinen Ausführungen bedarf es nur einiger kleiner Nachträge. Die Herzogin Wallenstein, die während der Vorgänge in Pilsen und Eger mit ihrer zehnjährigen Tochter Maria Elisabeth in Brück in Unterösterreich lebte,¹ befindet sich nach B. Naubert — die gar nicht von einer Tochter spricht — bei ihrem Gemahl oder auf Besuch bei dem Grafen von Thurn. Schiller läßt Mutter und Tochter auf Wallensteins Anordnung ins Lager kommen. Dort befindet sie sich nach B. Naubert in tiefer Bekümmernis, in steter Sorge um ihren Gemahl, der ihr aus Schonung über seine geheimen Angelegenheiten nichts verrät. „Sie konnte mutmaßen, und ihre Mutmaßungen waren schrecklich; sie sehnte sich nicht nach einer Krone, welche mit Unrecht und so vielen Gefahren sollte errungen werden.“² Sie weint häufig.² So erscheint sie auch bei Schiller. Sie fleht Wallenstein vergebens an, dem Kaiser treu zu bleiben. Sie ahnt, daß sein ruheloser Ehrgeiz und die dunkeln Künste, denen er sich seit dem Tage von Regensburg zugewandt, ihn ins Verderben stürzen werden.³ — Noch am Tage vor der Ermordung mahnt ihn, nach B. Naubert, der Seher Nikolaus Falk vor drohender Gefahr und bringt ihn selbst zur Einsicht, daß es sicherer sein würde, „gewisse Anschläge aufzugeben, deren Ausführung er nahe zu sein glaube“, aber Seno löscht alle guten Eindrücke wieder aus. „Er bemühte sich, alles zu widerlegen, was ich sagte, fand da nichts als Kronen, wo ich Sarg und Totenkleider erblickte,“ und Nikolaus scheidet mit der Mahnung: „Rückkehr zum Gehorsam, Wallenstein, gegen deinen Herrn, dieses, dieses kann dich retten, zuverlässig retten, alles Andre ist vergebens“ und in dem Vorgefühl unabwendbaren Unglücks.⁴ Bei Schiller entkräftet Wallenstein die Wahrträume der Gräfin Terzky durch Umdeutung. Noch in der letzten Stunde bitten ihn Seni, Gordon und der

¹ Düntzer, Schillers „Wallenstein“ p. 207. ² Thekla von Thurn II, 342; 345. ³ Wallensteins Tod III, 3.

⁴ Thekla von Thurn II, 351/2.

Kammerdiener knieend um reuige Umkehr zum Kaiser, indessen vergebens.¹ — Von der Kenntnis der Zukunft spricht Nikolaus: „Sie ist wie die Fabel des Prometheus, eine Gabe, die das Schicksal ihnen (den Menschen) zu beneiden scheint, sie durch tausend Wege zu vereiteln, sie zum Schaden zu kehren weiß; dieses zu bewirken, erfand es den Zufall, das unerklärlichste, unerforschlichste, unbezwingbarste aller verborgenen Dinge. Von ihm sprechen die Gestirne nie anders als dunkel, keine Ausrechnungen, keine Seherblicke können ihn enthüllen.“² Die Frage hat Wallenstein auch beschäftigt. Er ist bei Schiller zu einer bestimmteren Ansicht gekommen:

„Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“³

Über die Stellung, die Thekla von Thurns Geliebter gegenüber Wallenstein einnimmt, heißt es bei B. Naubert: „Der Fürst von Eggenberg kannte die Neigung seines Neffen für den Herzog von Friedland. Er wußte zwar, daß er zu edel war, sich mit ihm in ein Verständnis einzulassen, daß den Gerechtsamen seines Herrn, des Kaisers, nachteilig sein konnte, aber er wußte auch, daß er Wallenstein stark genug liebte, sein Leben für ihn zu wagen, wenn es aufs Äußerste kommen und irgend etwas vorgehen sollte, dabei die Person seines Freundes in Gefahr kommen könne.“⁴ Genau dieses ist das Verhältnis, in dem Max zu Wallenstein steht. Aber während Eggenberg auf Befehl seines Onkels nach Wien abreist und so dem Widerstreit der Pflichten entgeht, läßt Schiller seinen jungen Helden dem Vater nicht willfahren und führt ihn nun durch das ganze Labyrinth der Leiden, die aus dem Zwiespalt zwischen Liebe, persönlicher Verehrung und höherer Pflicht entspringen, bis zum tragischen Ende. Der Dichter macht ihn zum Sohne Oktavio Piccolominis, wie Goethe die Ausdrücke höchster Bewunderung und edelster Trauer um den unrettbaren Egmont gerade dem Sohne Albas in den Mund legt. Der Sohn des Feindes protestiert gegen die Falschheit des Vaters und sühnt seinerseits zu einem gewissen Grade, was jener fehlt.“⁵

In dem Roman

„Elisabeth, Erbin von Toggenburg“

findet sich auch ein Bericht über die Erhebung der drei Waldstätte einverwoben, freilich nicht im Zusammenhang und nur in Momenten, die der Phantasie der Verfasserin zusagen. Schiller hat das Buch im Jahre 1803 zweimal gekauft.⁶ Sein „Wilhelm Tell“, an dem er damals arbeitete, weist einige Anklänge daran auf. Soweit er hier in Betracht kommt, enthält der Roman folgendes:⁷ Kunigunde, die reiche Erbin von Sargans, Enkelin Walters von Vatz, geliebt von Graf Friedrich von Toggenburg, wird vom kaiserlichen Statthalter Pellegrin von Landenberg von der Kirche weg auf die Ratzburg geraubt. Geßler wütet in Uri; er mißhandelt den achtzigjährigen Heinrich von Melchthal und nimmt ihm seine Güter. Arnold Melchthal flieht mit dem Vater zur Schwester Armgart, der Gemahlin Baumgartens und Verwandten Walter Fürsts und Stauffachers. Armgart wird von Wolfenschießen auf seine Burg gebracht, wofür Baumgarten ihn im Bad erschlägt. Geßler steckt in Altdorf seinen Hut auf eine Lanze und verlangt für ihn Verehrung. Werner Stauffachers

¹ Wallensteins Tod V, Sz. 3 u. 5. ² Ebda. II, 317/8. ³ Wallensteins Tod II, 3. ⁴ Thekla von Thurn II, 340/1.

⁵ Über Schillers bewunderndes Urteil über die Gestalten Ferdinands, Clärchens (und Brakebuschs, welchem Raymond in der „Jungfrau von Orleans“ ähnelt) s. seine Kritik über Goethes „Egmont“. Was nach Schiller Clärchen auszeichnet: „... im höchsten Adel ihrer Unschuld ... durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts“, ist auch in der durch Rang, Erziehung und Lebensverhältnisse von ihr unterschiedenen Thekla vereinigt.

⁶ Vielleicht zu Geschenkszwecken. S. Leitzmann, Die Quellen zu Schillers und Goethes Balladen p. 48.

⁷ Elisabeth etc. I, 287—II, 98.

neues Anwesen geht in Flammen auf. Tell wird zum Apfelschuß gezwungen, entkommt aus dem See und erschießt den Landvogt. Er und Stauffacher, Walter Fürst und Heinrich Melchthal nebst seinem Sohne vereinigen sich in Altdorf zur Abschüttelung des Jochs und werben Gleichgesinnte. Bei der Versammlung auf dem Rütli beteiligt sich auch Friedrich von Toggenburg und stimmt für sofortiges Losschlagen, um Kunigunde zu befreien. Man wartet indessen, bis alle Mittel zur Erhebung bereit stehen. Die Ratzburg wird am Neujahrstage durch die List Wolfgangs, des Sohnes Arnold Melchthals, erstiegen. Landenberg wird von Heinrich Melchthal erschlagen. Zugleich oder unmittelbar nachher fallen Sarnen und die anderen Burgen.

Man sieht sofort, daß die Liebe Rudenzens zu Berta von Bruneck in dem Verhältnisse Friedrichs von Toggenburg zu Kunigunde vorgebildet liegt. Wie Berta von Geßler, so wird Kunigunde von dem Landenberger geraubt. Ratzburg ist Umnennung von Rotzberg (Tschudi), Roßberg (Schiller). Der Name Rudenz stammt aus Tschudi.¹ Friedrich von Toggenburg ist nicht ursprünglich österreichisch gesinnt und nicht beim Apfelschuß zugegen, aber wenn es von ihm anläßlich der Verhandlungen auf dem Rütli heißt: „Letzterer hätte leicht durch seine Hitze alles verderben können. Er kannte seinen Stand, kannte die Macht seiner Bundesgenossen, sein hoher Mut machte es ihm schimpflich, im Finstern zu schleichen, da er offen handeln konnte; er war für schnellen Ausbruch der Feindseligkeiten, für schnelle Befreiung seiner Geliebten . . .“² so erkennen wir hier den Charakter Rudenz' wieder und seine Worte, mit denen er, vor Attinghausens Leiche stehend, die sofortige Volkserhebung durchsetzt. — Wolfgang Melchthals Wesen und Anteil an der Befreiungstat — er wird geschildert als „ein feuriger achtzehnjähriger Jüngling, gleich geschickt zu schlauer List und kühner Ausführung“³ — sind bei Schiller auf Arnold übertragen. — Vor des Landvogts aufgestecktem Hute „gehört der spottende Pöbel und beteuerte heimlich, daß er diese Achtung weit lieber der leeren Hülle erweise als dem tollen Kopfe, dem sie sonst zur Zierde zu dienen pflege“⁴. Vgl. hierzu bei Schiller Akt III, Sz. 3:

„Warum nicht einem leeren, hohlen Hut?
Bückst du dich doch vor manchem hohlen Schädel!“

„Da hängt der Landvogt. — Habt Respekt ihr bösen Buben! . . .
Wollt's Gott, er ging' und ließ' uns seinen Hut;
Es sollte drum nicht schlechter steh'n ums Land!“

Über Tells Sohn, der, des Vaters Pfeil erwartend, unter dem Baume steht, heißt es: „Geßlers Knechte waren bereit, das reizende, unschuldvolle Geschöpf festzubinden, aber schon glimmte ein Funken von dem Mut des Vaters in dem Knaben. Ich bin ein Helvetier, rief er mit kindischem Ernst. Den Tod scheue ich nicht, aber die Bande. Glaubt ihr, daß ich, wenn mein Vater mich auch wirklich töten wollte, seinem Pfeil entfliehen würde?“ und später nach dem Schlusse: „Einige schrieten: er ist gefallen! er ist gefallen! weil der Knabe sich nach dem Apfel, welcher von der Gewalt des Schusses herabgerissen war, bückte und ihn lächelnd dem Vater entgegenhielt, der fast so schnell als der Pfeil von seinem Bogen herbeiflog und das gerettete Kind in seine Arme drückte. Das wußte ich wohl, Vater, rief der Kleine, . . . das wußte ich wohl, daß du deinen Wilhelm nicht töten würdest“⁵. Vgl. die entsprechende Stelle in Schiller:

„Der Apfel ist gefallen!
Der Knabe lebt! — Der Apfel ist getroffen!“

Vater, hier ist der Apfel — wußt' ich's ja,
Du würdest deinen Knaben nicht verletzen.“

¹ Leitzmann, Die Quellen von Schillers „Wilhelm Tell“ p. 15, Z. 32. ² Elisabeth etc. II, 79/80. ³ Ebda. II, 80.
⁴ Ebda. II, 26. ⁵ Ebda. II, 29.

„Tell stand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeile folgen Wie er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen“

Den Vater umringt das dem Tyrannen fluchende Volk und will ihn sicher nach Hause bringen; aber die Reisige machen sich schon bereit, ihn anzufallen, und da die Zahl der Streiter der Freiheit zu klein ist, werden sie zerstreut.¹ Diese Momente werden auch bei Schiller verwendet. Der Name Ite Redings kommt auch in Nauberts Roman vor. Er ist dort „der ehrwürdige Züricher Amman, ein silberhaariger Greis, die Zierde unserer Weisen“.²

Nach Kaiser Albrechts Ermordung kehrt einer der Mitverschworenen, Rudolf von der Wart, nach Schloß Uspunnen in der Schweiz zurück. Er weiß, daß er geächtet ist. „Er erblickte, wie es jedem Verbrecher geht, die vollbrachte Tat mit anderen Augen als die zu vollbringende; er war ohne Trost.“³ Vgl. hierzu Braut von Messina III, 5:

„Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte Tat.“

Den Teilnehmern an der Rütliversammlung gehen am Schlusse der nächtlichen Beratung über den Alpenspitzen das Frührot und das Tagesgestirn als Symbole des Freiheitsmorgens auf, angesichts dessen sie den Eid des neuen Bundes schwören. Ähnliches lesen wir in der 1793 erschienenen Erzählung

„Die Brüder des Bundes für Freiheit und Recht“ von Leonhardt Wächter.⁴

Nachdem dieser Idealbund vom Landesherrzog Adelbert aufgelöst worden ist, sammeln sich die Brüder bei der Rückkehr ihres Führers Ernst von Falkenheim aus der Fremde und sagen Adelbert unter Rückgabe ihrer Lehen Fehde an. Am Vorabend des Kampfes empfangen sie vom Abt Cölestin im Kloster St. Ludeger das heilige Abendmahl. Die folgenden Stunden vergehen unter ernstesten Beratungen und anfeuernden Reden. Die Kinder schwören, der Freiheit zu leben und zu sterben. Aber „noch, den Ungeduldigen zu lang, liegt die Nacht, undurchdringlich jedem Menschaugen, über der Erde: Es schläft der Tag noch“, den der Sänger zu wecken sich anschickt. Bei Falkenhelms Schilderung des biedereren, mit den Brüdern gleichzeitig der Freiheit entgegenschauenden Schweizervolkes bricht der Morgen an: „Brüder, seht, ein Lichtflämmchen dämmert dort durch die Wolkendecke des Himmels! Es breitet sich überall aus, wie im Zunder das Fünkchen. — So waren denn die Helvetier nur noch Herren ihres Landes, wie der Gefangene Besitzer seines Kerkers ist; ihre Gesetze und Freiheiten verrosteten usw. Dort erglühen schon die Wolkenecken Der Freiheitstag grüßt die Welt! Zäumt die Rosse, Buben! Zu ihnen (Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold von der Halden) gesellte sich Wilhelm Tell und mein Attinghausen. Diese ratpfligten in den Betten versiegter Waldströme und in Gensenhöhlen, wie die Freiheit dem Lande zu erhalten sei. — Sieh', jener Berge Gipfel entbrennen in Goldrot. Vernimm, es regt sich in Büschen und Feldern. — Oft hörte ich diesen einfältigen Weisen zu, und Nächte schwanden mir, wie der Nachhall eines frohen Gesanges. — Ha, da ragen über der blaudampfenden Erde die Spitzen der Sonnenkrone hervor, schimmern hoch auf. Im spielenden Morgenwind gelben sich die Wipfel der Wälder. Hin auf den Turm, Wendelin, uns den Schlachtruf zu läuten!“ — — Bald mehrte sich die Zahl der Rathaltenden. Bald waren sie entschlossen, eher den Tod zu dulden denn unverdientes Joch, bald einig, wodurch sie dies ab-, oder sich jenem in die Arme werfen wollten.“⁴ Diese letzten Worte scheinen in dem Schwure der Eidgenossen bei Schiller widerzuklingen:

¹ Ebda. II, 29. ² Ebda. II, 349. ³ Ebda. I, 185/6. ⁴ Weber, Sagen der Vorzeit IV, 446/7; 456/7.

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr. —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“

Der erwähnten Versammlung geht eine andere, sich an Falkenhelms Rückkehr in die Heimat anschließende voran, die sich aus der allgemeinen Begrüßung durch die herzuströmenden Freunde entwickelt.¹ Es wird hierbei die Bundesurkunde verlesen, berichtet, was jeder Bruder während der Abwesenheit Falkenhelms im Sinne der Bundesidee getan hat, gefragt, warum man sich dem Auflösungsbefehl so ohne Widerspruch gefügt und das gute Werk mit dem Mantel der Geheimniskrämerei verdeckt habe, und die Wiederherstellung des Bundes beschlossen. Das führt sofort zur Frage nach seiner Stellung zum Landesherrn, der aus Schwäche arge Mißstände im Lande hat einreißen lassen. Soll man ihn demütig um Abstellung derselben bitten oder sich mit Klagen an den Kaiser wenden? Warum soll sich gerade der Bund rühren? Wäre das nicht Empörung gegen den Lehnsherrn? Was würde ein Aufstand dem Ganzen frommen? Wie hat sich die Kirche dabei zu beteiligen? Hier, wie in der Rütli-Scene, wird eine Frage von großer politischer Tragweite von einer Versammlung systematisch und vielseitig behandelt. Die Rolle Stauffachers bei Schiller fällt hier Falkenheim zu; beide begründen das Vorgehen ihres Bundes vom Standpunkte der Menschenrechte aus. Die heikelsten, zu tieferer Erörterung zwingenden Einwände werden einem Mönche, dem Bruder Wolfen, in den Mund gelegt, wie gleicherweise Pfarrer Rösselmann in der Rütli-Scene durch den Rat, das Land möge sich doch an Österreich ergeben, den Beschluß der Unabhängigkeit von Österreich herbeiführt.

Der äußere Nachweis, daß Schiller die „Sagen der Vorzeit“ gekannt habe, wird schwer zu erbringen sein. Das Werk hat gleich bei seinem Erscheinen nicht geringe Beachtung gefunden; die ersten beiden Bände erschienen schon 1790 in neuer Auflage, das Ganze 1810. Es ist in der 1. Auflage auf den Bibliotheken zu Weimar und Jena vorhanden. Leicht wie die angeführten Spuren ist auch eine andere, welche die Lektüre des „Tugendspiegels“ (III. Band der „Sagen der Vorzeit“) in „Wallensteins Tod“ zurückließ. Floribelle, die Königin von Dänemark, hat ihren Gemahl Adolf nur sehr ungern nach Frankreich ziehen lassen, denn sie ahnt Unglück. Wortlos und ohnmächtig sinkt sie dem wiederkehrenden greisen Diener Leuthold in die Arme, als er meldet, daß ihr Gemahl im Bluturm des Königsschlusses zu Paris liege und dem Tod entgegen-sehe.² Ihr Entschluß ist alsbald gefaßt: sie muß sogleich fort nach Paris, ihn zu retten. Leuthold hat drei starke Renner aus dem Marstalle, Rüstung und Gold zu nehmen, ein Schiff zu mieten und sie zu erwarten. Die entgegenstehenden Bedenken werden niedergeschlagen: „Gen Frankreich wollt Ihr?“ — Floribelle: „Kennt auch treue Liebe Raum oder Entfernung? Staune nicht, frage nicht, tue! . . . Leuthold, zauderst du noch? Unser Adolf stirbt, wenn du zauderst. Flore, deine Tochter bin ich. Deine Dirne betet noch diese Nacht in der Burgkapelle für ihren und deinen Adolf; bete auch du für ihn, uns erhört Gott gewiß.“ — Leuthold: „Betet auch euer königlicher Vater mit uns für ihn?“ — Floribelle: „Geh, Leuthold, mehre mein Unglück nicht. Adolf ist mir näher. Gott wird alles wohl machen. Geh und sei vorsichtig, daß niemand dein gewahre.“³ —

¹ Weber, Sagen der Vorzeit IV, 186—232.

² Sagen der Vorzeit, III. Bd. p. 174. Leutholds Worte: „Wie kalt ihre Stirne, und wie kreidig ihre Lippen! Wenn sie stürbe! Hätt' ich nur ein Federchen, es ihr vor den Mund zu halten, ob sie noch atmet!“ erinnern an die Eingangsworte in der Sterbeszene zu Attinghausen:

„Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber. —
Er liegt nicht wie ein Toter. Seht, die Feder
Auf seinen Lippen regt sich!“

³ Sagen der Vorzeit III, 176.

Ohnmächtig sinkt auch Thekla von Wallenstein dem schwedischen Kurier in die Arme, der ihr die Nachricht vom Tode ihres Geliebten gebracht hat. Fortan kennt sie nur noch einen Zweck, der zudem auf der Stelle verwirklicht sein will: die Reise zum Grabe Max Piccolominis.

Wallensteins Tod IV, Sz. 11: „Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,

Die du mir stets gelobt! Beweise dich

Als meine treue Freundin und Gefährtin!

Wir müssen fort noch diese Nacht

Wohin? Es ist nur ein Ort in der Welt!

Wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!

O, halte mich nicht auf! Komm' und mach' Anstalt!

N.: Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Th.: Ich fürchte keines Menschen Zürnen mehr

N.: In dieser rauhen Sturmnacht?

Th.: Ward ihm sanft

Gebettet unter den Hufen seiner Rosse?

N.: Die weite Reise —

Th.: Zählt der Pilger Meilen,

Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

N.: Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Th.: Mein Kavaliere verschafft sie. Geh' und ruf' ihn!

N.: Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,

Wenn Sie verschwunden sind?

Th.: O, meine Mutter!

N.: So viel schon leidet sie, die gute Mutter.

Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?

Th.: Ich kann's ihr nicht ersparen. — Geh' nur, geh'!

Die dem Gedichte „Der Graf von Habsburg“ zu Grunde liegende Erzählung findet sich auch in der Geschichte Ortberts im IV. Bande der

Neuen Volksmärchen der Deutschen.

Doch hat die Verfasserin sie nicht zum Vorteil umgemodelt. Schiller, der bekanntlich Tschudi folgt, hat ihrer Darstellung nichts entnommen. Die einzige bei ihm nachweisbare Anregung aus den Neuen Volksmärchen ist S. 6 angegeben worden. Mehr scheint Goethe von dem Werke gefesselt worden zu sein. Der I. Band enthält an dritter Stelle die romantisch ausgeschmückte Geschichte Ottiliens, jener elsässischen Heiligen, der Goethe in „Wahrheit und Dichtung“¹ anlässlich einer Ende 1770 oder Mitte 1771 auf den Ottilienberg unternommenen Wallfahrt gedenkt und deren Namen er auf die Hauptperson in den Wahlverwandschaften übertragen hat. Sie ist die Tochter der von ihrem Gemahl verlassenen Gräfin Ottilie und wurde, da ihre Geburt der Mutter das Leben kostete, bis zum siebenten Jahre von ihrer Patin, der Jungfrau Maria, auf wunderbare Weise (im Himmel) erhalten. Träumerisch, schwärmerisch, stolz, aber „schöner, klüger, weiser, tugendhafter und einnehmender als alle ihre Zeitverwandten“,² so wächst sie heran, ohne Neigung, sich zu vermählen, da ihr Sinnen auf Außerirdisches gerichtet ist. An den Geist der Finsternis, der sich ihr in übermenschlicher Majestät und Schönheit naht, hätte sie ihr Herz beinahe verloren. Sie ringt schwer mit sich, als sie ihn erkennt, und büßt. Demütig unterwirft sie sich dem Willen des Vaters, der ihr einen Bräutigam seiner Wahl zubestimmt; doch flöbt ihr dieser Wüstling beim ersten Anblicke einen solchen Abscheu ein, daß sie entflieht. Von ihm und dem Vater verfolgt, vom Bösen gelockt, fleht sie die heilige Jungfrau um Rettung an und wird in den Ottilienberg aufgenommen,

¹ Wahrheit und Dichtung, Buch XI, S. 46. ² Bd. I, S. 321 der Neuen Volksmärchen.

aus dem sie in mond hellen Nächten zuweilen wieder hervorgeht. Den Grundgedanken in den „Wahlverwandschaften“, die Heiligkeit der Ehe, in seiner absoluten Gesetzmäßigkeit zum Ausdruck zu bringen, bedurfte Goethe einer so kindlich reinen, weltsinnfreien, betrachtsamen, tiefinnerlichen Natur, wie sie dort gezeichnet ist, und in diesem Kern ihres Wesens stimmen die beiden Ottilien miteinander überein. Um den Charakter seiner Heldin noch deutlicher hervorzuheben, stellt ihr Goethe die welterfahrene Charlotte und die wilde Luciane gegenüber. Wenn sie auch einige geeignete Züge von Minna Herzlieb trägt, so braucht man deswegen wohl nicht mit Lewes auf das Schließen einer Herzenswunde beim Dichter zu fahnden, ebensowenig wie bei vielen sonstigen, von ihm dem Leben und der Beobachtung entlehnten Zügen. Das überirdische Beiwerk hält er fern, doch nennt er sie „das gute, schöne, herrliche“, zuweilen „das himmlische“ Kind, das trotz aller Einfachheit durch ruhiges, sanftes, anziehendes Wesen in jeder Gesellschaft am ersten oder letzten Platze die Schönste bleibt. Schrecklich geht ihr, wie ihrer Namensschwester, die Erkenntnis ihrer Schuld auf. Die Sinne vergehen ihr. Augenblicklich kommt ihr aber auch die Erkenntnis des Rechten. Sie büßt und ist entschlossen, die Ruhe des Gemüts in einer befriedigenden Tätigkeit in der Ferne wiederzuerlangen, als Eduards Dazwischenkunft die Abreise vereitelt. Auch die elsässische Ottilie würde „Ruhe, Schönheit und Heiterkeit, welche fast ganz in dem gefährlichen Selbststreit verloren gingen, endlich wiedererlangt haben, wenn nicht das Schicksal von einer andern Seite auf sie losgestürmt wäre und sie dem Ende ihrer Leiden entgegengeführt hätte.¹ Das Eheprojekt des Vaters tritt nämlich dazwischen. „Es war wirklich mit den ernstesten Sterbengedanken, daß sie zur Ruhe ging, und nur die Kenntnis ihrer Pflicht konnte sie abhalten, nicht durch eine Nebentür aus der Welt zu schlüpfen; doch war der Kampf zwischen Religion und dem Entschlusse zu diesem äußersten Mittel nicht klein.“² Sie ergreift die Flucht zum Nonnenkloster im wilden Walde, das sie nicht mehr erreicht. Goethes Ottilie geht dem Ende durch Enthaltung von aller Nahrung entgegen. An ihrem Sarge geschieht ein Wunder. Die Tote wird wie eine Heilige verehrt, gleich der des Ottilienbergs.

Die erste Erzählung desselben Bandes ist betitelt „Das stille Volk“. Sie enthält auf S. 99–104 die Schilderung einer Zwergenhochzeit, die an die Vorgänge in Goethes „Hochzeitslied“ erinnert. Ritter Heinrich und seine ihm soeben erst angetraute Gemahlin Helene von Ravensberg sehen in der Hochzeitsnacht sich den Boden des Schlafgemachs öffnen und ein fröhliches Gewimmel von Gnomen und Gnominnen, den Schutzgeistern des Hauses, hervorquellen, die, mit tausend Freudenbezeugungen sie begrüßend und beschenkend, ein kleines hochzeitliches Paar vorführen, einen zierlichen Brautzug bilden, ein Hochzeitsmahl anrichten und mit einem Fackeltanz schließen. Düntzer weist in seinen Erläuterungen zum Hochzeitsliede auf diese Stelle hin, möchte sie aber nicht für Goethes Quelle annehmen und vermutet eher, daß der Dichter die Sage von der Zwergenhochzeit irgendwo mündlich mitgeteilt erhalten habe. Vielleicht ist die noch unbekannte Quelle B. Nauberts — man spürt's, daß sie an einem älteren Stoffe, der bei Goethe reiner erscheint, nach ihrer Weise gemodelt hat — auch diejenige des Dichters.

„Ottbert“, die letzte Erzählung des IV. Bandes, handelt von dem Grafen von Habsburg. Ottbert, der älteste Sohn des gleichnamigen Grafen, wird von seinem Vater auf Nachforschungen nach dem heiligen Trutbert ausgeschiedt, der auf habsburgischem Grunde erschlagen worden sein soll. Graf Albert, ein Vetter, im Besitze übernatürlichen Wissens, führt den um Rat bittenden Ottbert in das unterste Gemach seiner Burg, wo eine silberne Ampel über einem silbernen Amboß und Hammer hängt. Er gebietet ihm, zum Kloster des heiligen Pachomius nach Tavenna in Ägypten zu reisen, dort werde er St. Trutbert finden. Sollte ihm von der Heimat aus Gefahr drohen

¹ Neue Volksmärchen I, 348. ² Ebda. I, 350.

und er hier nötig sein, so werde er den Schall des dreimal auf den Amboß aufschlagenden silbernen Hammers vernehmen; aber der Ruf könne nur dreimal an ihn ergehen. Er brauche nur den festen Willen zu haben, zu kommen, dann werde er, mit dem rechten Fuße den Boden tretend, versinken und im Nu durch den Erdmittelpunkt und die Feuer der unterirdischen Reiche zurückgelangen und beim Amboß aufsteigen. Vorbedingung des Wunders sei völlige Herzenslauterkeit. Während seiner Abwesenheit wird Ottbert von seinen Stiefgeschwistern Humfried und Teuta beim Vater verdächtigt, für verschollen und tot ausgegeben und nachträglich des Mordes an dem Heiligen bezichtigt. In Ägypten umgaukeln ihn Geister der Verführung, so daß er zwei Rückkehrufe überhört. Dem dritten gehorcht er und kommt mit St. Trutbert gerade zur rechten Zeit, um Ehre und Erbe zu retten. — Als Faust, um Helena zu zitieren, sich an Mephisto wendet, verweist ihn dieser bekanntlich an die Mütter in den raum- und zeitlosen Abgrund des Gewesenen und noch nicht Seienden und schürt seine Entschlossenheit durch Herausforderung des Widerspruchs gegen das Furchtgefühl; dann übergibt er ihm den Schlüssel, der ihn zu dem glühenden Dreifuße und „eh' sie's merken“, zurückführen soll

„Dein Wesen strebe nieder!

Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder.“¹

Dem Dreifuß entquillt, so wie der glühende Schlüssel ihn berührt, ein Nebel, der alsbald den ganzen Raum ausfüllt

„Er wogt nach Wolkenart,

Gedehnt, geballt, verschränkt, geteilt, gepaart

Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor

Ein schöner Jüngling tritt im Takt hervor.“

Der Zaubernebel, aus dem die Geistergestalten, beschworen oder unbeschworen, sich entwickeln, wird öfter in B. Nauberts Werken beschrieben. S. Neue Volksmärchen I, 131/2; II, 234; IV, 55; Gebhard, Truchseß von Waldburg I, 33/34; Alme I, 163 u. a. m. Hier liegt wohl ältere, allgemein verbreitete Volksanschauung über Magie zu Grunde.

Die dem Sohne Euphorion in den Hades folgende Helena hinterläßt Faust scheidend Schleier und Gewand, die ihn in der Erinnerung an das verschwundene Göttliche fortan „über alles Gemeine rasch am Aether hin“ tragen. In ähnlicher Weise scheidet Swana, die gespenstige Jungfrau des Osenberges, nach monatelang gepflogenen nächtlichen Zwiegesprächen mit ihrem Lieblinge, dem Grafen Friedrich von Oldenburg, den sie gern zum König der skandinavischen Reiche gemacht hätte, schließlich trauernd und vorwurfsvoll von ihm, indem sie ihm ihren Schleier hinterläßt. Friedrich trägt dieses Unterpfand einer nicht völlig erloschenen Freundschaft mit dem lieblichen Geisterfräulein als Schärpe oder windet es, soll ihm ihr Bild wenigstens im Traume erscheinen, um den Kopf.²

„Die Heilige Elisabeth und Herr Peter von Savoyen“ ist die letzte Erzählung in „Wallfahrten“ („Neue Volksmärchen“, Teil V). Wir werden mit König Andreas von Ungarn und seiner Gemahlin, dem angeblichen ungarischen Kronprinzen Peter von Savoyen, der Prinzessin Elisabeth und ihrem Gemahl Ludwig, Landgraf von Thüringen, und mit dem Zauberer Klingsor bekannt gemacht, ferner in die sagenhaften Begebenheiten auf der Wartburg und im ungarischen Herrscherhause eingeführt. Eine derselben ist, daß König Andreas von Klingsor einen Löwen erhält, damit er sich mittels dessen über die Treue seiner eingekerkerten Gemahlin Gewißheit verschaffe. Es bestand die Anschauung, daß der Löwe nur Schuldige zerreiße und daß die Unschuld nichts von ihm zu befürchten habe. Das königliche Tier schmiegt sich schmeichelnd zu den Füßen der

¹ Faust, II. Teil. Kaiserliche Pfalz. Finstrer Gang. S. 230.

² Neue Volksmärchen d. D. („Das oldenburgische Horn“) II, 306—311.

Königin, läßt sich von ihr bekränzen und verläßt langsam den Kerker. Andreas übergibt es dem Landgrafen Ludwig, der es mit nach Thüringen nimmt und auf der Wartburg in einem Käfig verwahrt. Aber schlecht gefüttert und schlecht verwahrt, bricht der Löwe eines Nachts mit fürchterlichem Gebrüll aus und rennt über den Burghof, wo die Tür zur Schloßkapelle, in der Elisabeth betet, gerade offen steht. Der Landgraf erwacht, stürzt, zum Tode erschrocken, mit gezücktem Schwerte nach und findet Elisabeth „an der Seite des Löwen, ihre Hand in seine Mähne gewunden, um ihn sanft nach seiner Wohnung zurückzuziehen; eine leichte Arbeit, ob sie gleich mit Zittern getan war. O, sie kannte nicht die Macht der Unschuld, welche ihre Sicherheit war.“¹ Liebkosend schmiegt er sich an ihr Gewand, leckt ihr die Hand und läßt sich willig an die Kette legen. — In Goethes „Novelle“, die schon 1797 geplant war, bildet „die Löwen- und Tigergeschichte“ den Kernpunkt. Die Fürstin begibt sich, während der Fürst auf der Jagd begriffen ist, nach der Ruine der alten Stammburg, als in dem nahen Residenzstädtchen ein Brand ausbricht, der die Jahrmarktsbuden vernichtet. Ein Löwe und ein Tiger entkommen aus ihren Käfigen. Der letztere wird zu Füßen der Fürstin von einem Kammerherrn erlegt, so daß der von der Jagd herbeisprengende Fürst die Gemahlin außer Gefahr findet. Der Löwe hat sich im alten Schloßgemäuer gelagert und wird von dem Kinde des Besitzers durch Flötenspiel und wundersamen Gesang angelockt und beruhigt. „Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste tun Endlich hörte man die Flöte wieder. Das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein. Er zeigte hie und da Lust, sich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die rechte Vordertatze auf den Schoß gehoben, die der Knabe fortsingend anmutig streichelte Wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgelobene.“ Sehr wohl, scheint es, kann die Erzählung B. Nauberts von der heiligen Elisabeth und dem Löwen Goethe Anregung zu seiner „Novelle“ gegeben haben, doch hat der Dichter den legendenhaften Grundgedanken durch den reinmenschlichen ersetzt, daß ungebändigte Wildheit durch Unschuld und Sanftmut sich zähmen lasse. Der Löwe und sein Bändiger bleiben im Mittelpunkt des Interesses; abgeändert werden aber Zeit und Schauplatz, die Personen und selbst die abstoßende Ursache des Erscheinens des Tieres. Das Ereignis spielt in der Gegenwart, etwa am Greifenstein unweit Rudolstadt; für die bedrohte Landgräfin tritt der Knabe ein, und statt des Vaters und des Gemahls führt ein unglücklicher Vorfall die Gefahr herbei.

In ähnlicher Weise wie hier sehen wir unsere Klassiker überall mit dem ihnen aus dem Leben und aus der Literatur entgegenströmenden Stoffe verfahren. Sie ergreifen zum Herzen oder zur Phantasie sprechende Momente, läutern sie von den Massen des Rohmaterials, worin sie sonst unbeachtet untergegangen wären, erheben sie vielfach umgemodelt und veredelt in ihre Ideensphäre und streuen sie hie und da, ihres Ursprungs wohl zumeist nicht mehr bewußt, in neue, originale Kunstwerke ein, um ihnen hier Wert und dauernde Beachtung zu verleihen.

¹ Wallfahrten S. 330/1.

Dr. Petri.